

KiWi

ZADIE

SMITH

R O M A N

SWING

TIME

Zadie Smith

Swing Time

Roman

Aus dem Englischen von Tanja Handels

 **eBook**
Kiepenheuer & Witsch

Kurzübersicht

[Buch lesen](#)

[Titelseite](#)

[Über Zadie Smith](#)

[Über dieses Buch](#)

[Inhaltsverzeichnis](#)

[Impressum](#)

[Hinweise zur Darstellung dieses E-Books](#)

Über Zadie Smith

Zadie Smith, geboren 1975 im Norden Londons, lebt heute in New York. Ihr erster Roman »Zähne zeigen«, 2001 erschienen, wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, von der Kritik gelobt und ein internationaler Bestseller. Der Roman »Von der Schönheit«, 2006 erschienen bei Kiepenheuer & Witsch, war auf der Shortlist des Man Booker Prize 2005 und gewann 2006 den Orange Prize. Im November 2016 erhielt Zadie Smith den Welt-Literaturpreis.

Die Übersetzerin

Tanja Handels, geboren 1971 in Aachen, lebt und arbeitet in München, unterrichtet angehende Literaturübersetzer und übersetzt zeitgenössische britische und amerikanische Romane, u. a. von Elizabeth Gilbert, Elly Griffiths und Scarlett Thomas.

Über dieses Buch

Zwei Mädchen lernen sich beim Tanzen kennen, fortan sind sie unzertrennlich. Die eine hat Talent und die andere hat Ideen: über Rhythmus und Zeit, über schwarze Haut und schwarze Musik, über Stammeszugehörigkeit, Milieu, Bildung und Chancengleichheit.

Als sich die beiden Mädchen zum ersten Mal begegnen, fühlen sie sich sofort zueinander hingezogen: Die gleiche Leidenschaft fürs Tanzen und für Musicals verbindet sie, doch auch derselbe Londoner Vorort und die Hautfarbe. Ihre Wege trennen sich, als Tracey tatsächlich Tänzerin wird und erste Rollen in Musicals bekommt. Ihre Freundin wiederum jettet als Assistentin der berühmten Sängerin Aimee um die Welt. Als Aimee in Afrika eine Schule gründen will, reist sie ihr voraus und lässt sich durch das Land, in dem ihre Wurzeln liegen, verzaubern und aus dem Rhythmus bringen.

Dieser grandiose Roman von Zadie Smith erzählt am Beispiel zweier Freundinnen vom Siegen und Scheitern, vom Beginnen und Enden.



KiWi-NEWSLETTER

jetzt abonnieren

Impressum

Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG
Bahnhofsvorplatz 1
50667 Köln

Titel der Originalausgabe: *Swing Time*

© Zadie Smith 2016

All rights reserved

Aus dem Englischen von Tanja Handels

© 2017, 2019, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

eBook © 2017, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Covergestaltung: Rudolf Linn, Köln, nach dem Originalumschlag von
Hamish Hamilton

Covermotiv: © gray318

ISBN 978-3-462-31600-1

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt. Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen der Inhalte kommen. Jede unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Alle im Text enthaltenen externen Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstanbieter zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Inhaltsverzeichnis

Widmung

Motto

Prolog

Teil Eins | Frühe Tage

Eins

Zwei

Drei

Vier

Fünf

Sechs

Sieben

Acht

Neun

Zehn

Elf

Zwölf

Dreizehn

Vierzehn

Teil Zwei | Früh und Spät

Eins
Zwei
Drei
Vier
Fünf
Sechs
Sieben

Teil Drei | Zwischenspiel

Eins
Zwei
Drei
Vier

Teil Vier | Übergänge

Eins
Zwei
Drei
Vier
Fünf
Sechs
Sieben
Acht
Neun
Zehn

Elf

Zwölf

Teil Fünf | Nacht und Tag

Eins

Zwei

Drei

Vier

Fünf

Sechs

Teils Sechs | Tag und Nacht

Eins

Zwei

Drei

Vier

Fünf

Sechs

Sieben

Teil Sieben | Späte Tage

Eins

Zwei

Drei

Vier

Fünf

Sechs

Sieben

Acht

Neun

Zehn

Elf

Abspann

Danksagung

Übersetzungsförderung

Für meine Mutter Yvonne

Wechselt die Musik, ändert sich auch der Tanz.

Spruchwort der Haussa

Prolog

Es war der erste Tag meiner Schmach. Ins Flugzeug gesetzt, heimgeschickt, zurück nach England, in eine Übergangswohnung in St.John's Wood. Die Wohnung lag im achten Stock, die Fenster gingen auf das Cricketfeld hinaus. Ich glaube, das Hauptauswahlkriterium war der Portier, der alle Nachfragen abblockte. Ich ging nicht vor die Tür. Das Telefon an der Küchenwand klingelte unentwegt, doch mir war eingeschränkt worden, nicht ranzugehen und das Handy ausgeschaltet zu lassen. Ich sah dem Cricket zu, obwohl ich keine Ahnung davon habe, das war keine echte Ablenkung, aber immer noch besser, als mich in dieser Luxuswohnung umzusehen, deren gesamte Ausstattung auf vollkommene Neutralität abzielte und die lauter runde Ecken hatte, wie ein iPhone. Als das Cricketspiel vorbei war, starrte ich auf die elegante, in die Wand eingelassene Kaffeemaschine, auf die beiden Buddha-Fotos – einer aus Messing, der andere aus Holz – und auf das Foto eines knienden Elefanten neben einem kleinen indischen Jungen, der ebenfalls kniete. Die Zimmer waren geschmackvoll und grau, ein makelloser Flur mit hellbraunem Cordboden verband sie. Ich starrte auf die Rillen im Cord.

So vergingen zwei Tage. Am dritten Tag meldete sich der Portier und sagte, die Lobby sei leer. Ich warf einen Blick auf mein Handy, das im Flugzeugmodus auf der Anrichte lag. Seit zweiundsiebzig Stunden war ich offline, und ich weiß noch, dass ich das Gefühl hatte, so eine Leistung müsste heutzutage eigentlich zu den großen Beispielen persönlichen Gleichmuts und moralischer Standhaftigkeit zählen. Ich zog meine Jacke über und ging nach unten. In der Lobby traf ich den Portier. Er nutzte die Gelegenheit, sich bitterlich zu beklagen – »Sie machen sich ja keinen

Begriff, was die letzten zwei Tage hier unten los war – der reinste Piccadilly Circus, sag ich Ihnen!« –, auch wenn er merklich hin- und hergerissen und sogar ein bisschen enttäuscht war: Für ihn war es schade, dass die Aufregung sich gelegt hatte – er hatte sich achtundvierzig Stunden lang richtig wichtig gefühlt. Stolz berichtete er mir, er habe etlichen Leuten erklärt, das könnten sie sich »sonst wohin stecken«, und diverse Personen darüber in Kenntnis gesetzt, wenn sie glaubten, sie kämen an ihm vorbei, müssten sie »aber früher aufstehen«. Ich lehnte an seinem Tresen und hörte ihm zu. Ich war so lange nicht in England gewesen, dass mir schon die schlichsten Redewendungen exotisch vorkamen, fast sinnentleert. Ich fragte ihn, ob er glaube, dass am Abend wieder Leute kommen würden, und er antwortete, das glaube er nicht, es sei schon seit gestern keiner mehr da gewesen. Ich wollte wissen, ob ich bedenkenlos einen Übernachtungsgast einladen könne. »Da seh ich kein Problem«, sagte er, und sein Ton gab mir das Gefühl, eine absurde Frage gestellt zu haben. »Zur Not gehen Sie hintenrum.« Er seufzte, und in dem Moment kam eine Frau und fragte ihn, ob er die Lieferung aus der Reinigung für sie annehmen könne, sie müsse jetzt weg. Sie wirkte schroff und ungeduldig und sah ihn gar nicht an, während sie mit ihm sprach, sondern blickte starr auf die Uhr auf seinem Tresen, einen grauen Kasten mit Digitalanzeige, der alle Betrachter präzise bis auf die Sekunde darüber informierte, in welchem Moment sie sich befanden. Wir schrieben den Fünfundzwanzigsten des Monats Oktober im Jahr Zweitausendundacht, und es war genau zwölf Uhr, sechsunddreißig Minuten und dreiundzwanzig Sekunden. Ich wandte mich ab; der Portier klärte die Sache mit der Frau und kam dann eilig hinter dem Tresen hervor, um mir die Tür aufzuhalten. Er fragte, wohin ich wolle; ich sagte, das wisse ich nicht. Ich trat in die Stadt hinaus. Es war ein perfekter Londoner Herbstnachmittag, kühl, aber klar, unter manchen Bäumen lagen goldene Blätter. Ich ging am Cricketfeld vorbei und an der Moschee, an Madame

Tussauds, die Goodge Street entlang und weiter durch die Tottenham Court Road, über den Trafalgar Square, bis ich schließlich am Embankment landete und dort die Brücke überquerte. Wie immer, wenn ich diese Brücke überquere, dachte ich an die beiden jungen Männer, Studenten, die einmal spätnachts hier entlanggegangen und dabei überfallen und über die Brüstung in die Themse gestoßen worden waren. Einer blieb am Leben, der andere starb. Ich habe nie begriffen, wie der Überlebende das geschafft hat, in Dunkelheit und absoluter Kälte, mit einem schrecklichen Schock in den Gliedern und Schuhen an den Füßen. Beim Gedanken an ihn hielt ich mich auf der rechten Seite der Brücke, nahe den Schienen, und sah ganz bewusst nicht ins Wasser. Am South Bank angekommen, entdeckte ich als Erstes ein Plakat, das ein nachmittägliches »Gespräch« mit einem österreichischen Regisseur ankündigte, es sollte in zwanzig Minuten in der Royal Festival Hall stattfinden. Spontan beschloss ich, mir eine Karte zu besorgen. Ich ergatterte einen Platz ganz oben auf der Galerie, in der allerletzten Reihe. Viel erwartete ich mir nicht, ich wollte mich einfach nur eine Zeit lang von meinen Problemen ablenken, im Dunkeln sitzen und einem Gespräch über Filme lauschen, die ich nicht gesehen hatte, doch auf der Hälfte der Veranstaltung bat der Regisseur den Moderator, einen Ausschnitt aus dem Film *Swing Time* zu zeigen, den ich tatsächlich sehr gut kenne, weil ich ihn als Kind endlos oft gesehen habe. Ich setzte mich aufrechter hin. Auf der riesigen Leinwand vor mir tanzte Fred Astaire mit drei Silhouetten. Sie können nicht mit ihm Schritt halten, kommen aus dem Takt. Schließlich werfen sie das Handtuch, drei linke Hände winken mit dieser typisch amerikanischen »Ach, vergiss es«-Geste ab und gehen von der Bühne. Astaire tanzte allein weiter. Und mir wurde klar, dass auch die drei Schatten alle Fred Astaire waren. Hatte ich das als Kind schon gewusst? Keiner sonst greift so in die Luft, kein anderer Tänzer beugt die Knie auf genau diese Weise. Der Regisseur erläuterte unterdessen seine Theorie des

»reinen Kinos«, das er als »Interaktion von Licht und Dunkel« definierte, die sich »im Lauf der Zeit zu einer Art Rhythmus« entfalte, doch ich fand diesen Gedankengang langweilig und schwer nachvollziehbar. Hinter ihm lief aus irgendeinem Grund der Filmausschnitt erneut, und meine Füße tappten im Einklang mit der Musik an die Lehne vor mir. Ich spürte eine wunderbare Leichtigkeit im Körper, ein abwegiges Glücksgefühl, es kam einfach so, aus dem Nichts. Ich hatte meinen Job verloren, eine bestimmte Version meines Lebens und meine Privatsphäre, und trotzdem schien mir das alles klein und nichtig neben dem freudigen Gefühl, als ich diese Tanzszene sah und ihrem präzisen Rhythmus mit dem Körper folgte. Ich vergaß alles um mich herum und glaubte, mich aus meinem Körper zu erheben, mir mein Leben aus großer Entfernung anzusehen, darüber zu schweben. Ein bisschen war es so, wie manche Menschen ihre Erfahrungen mit halluzinogenen Drogen schildern. Ich sah all meine Lebensjahre auf einmal, allerdings nicht ordentlich gestapelt, Erfahrung auf Erfahrung, sodass ein tragfähiges Etwas daraus erstand – im Gegenteil. Mir wurde eine Wahrheit offenbar: dass ich immer versucht hatte, mich an das Licht anderer anzuschließen, dass ich selbst nie ein Licht in mir gehabt hatte. Ich erlebte mich als eine Art Schatten.

Als die Veranstaltung zu Ende war, lief ich durch die Stadt zurück zur Wohnung, rief Lamin an, der in einem Café in der Nähe wartete, und sagte ihm, die Luft sei rein. Auch er war gefeuert worden, doch anstatt ihn nach Hause in den Senegal zurückkehren zu lassen, hatte ich ihn hierher nach London geschleppt. Gegen elf kam er vorbei, im Kapuzenshirt, für alle Fotografen-Fälle. Die Lobby war leer. Mit der Kapuze sah er sogar noch jünger aus und noch viel schöner, und mir kam es regelrecht skandalös vor, dass ich keine echten Gefühle für ihn hegte. Hinterher lagen wir nebeneinander mit unseren Laptops im Bett, und um nicht in meine Mails zu schauen, googelte ich erst ziellos herum und dann doch mit einem Ziel: Ich suchte nach dem Ausschnitt aus *Swing Time*. Ich wollte ihn Lamin

zeigen, war neugierig, was er davon halten würde, jetzt, wo er selbst Tänzer war, doch er meinte, er habe nie etwas von Astaire gesehen oder gehört, und als der Filmausschnitt lief, setzte er sich im Bett auf und runzelte die Stirn. Ich begriff gar nicht richtig, was wir da sahen: einen Fred Astaire mit schwarz geschminktem Gesicht. In der Royal Festival Hall hatte ich ganz oben auf der Galerie gesessen, ohne Brille, und die Szene zeigt Astaire anfangs nur in der Totalen. Das erklärte aber noch nicht, wie es mir gelungen war, dieses Kindheitsbild so komplett aus dem Gedächtnis zu verbannen: das Augenrollen, die weißen Handschuhe, das Bojangles-Grinsen. Ich kam mir ausgesprochen blöd vor, klappte den Rechner zu und legte mich schlafen. Am nächsten Morgen wachte ich früh auf, ließ Lamin im Bett zurück, stürzte in die Küche und schaltete mein Handy ein. Ich hatte mit Hunderten, Tausenden von Nachrichten gerechnet. Es waren etwa dreißig. Die mehreren Hundert Nachrichten am Tag hatte mir früher Aimee geschickt, und jetzt endlich begriff ich, dass Aimee mir nie wieder auch nur eine Nachricht schicken würde. Warum ich etwas so Offensichtliches erst so spät begriff, weiß ich nicht. Ich scrollte die deprimierende Liste durch: eine entfernte Cousine, ein paar Freunde, etliche Journalisten. Eine Betreffzeile sprang mir ins Auge: HURE. Die Absenderadresse war eine unsinnige Aneinanderreihung von Zahlen und Buchstaben, und an der Mail hing ein Video, das sich nicht öffnen ließ. Der eigentliche Text war nur ein einziger Satz: *Jetzt weiß endlich jeder, wer du wirklich bist*. Eine Nachricht, wie man sie von einer gehässigen Siebenjährigen mit einer klaren Vorstellung von Gerechtigkeit bekommt. Und wenn man einmal ausblendet, wie viel Zeit dazwischen lag, dann war es ja auch genau das.

Teil Eins
Frühe Tage

Eins

Wenn man sämtliche Samstage des Jahres 1982 als einen denkt, dann traf ich Tracey an diesem Samstag, morgens um zehn, als wir durch den sandigen Kies des Kirchhofs stapften, jede an der Hand ihrer Mutter. Es waren noch viele andere kleine Mädchen dort, aber aus naheliegenden Gründen, den Ähnlichkeiten wie den Unterschieden, nahmen wir Notiz voneinander, wie das bei Mädchen so ist. Wir hatten beide den identischen Brauntön, als hätte man ein Stück hellbraunen Stoff durchgeschnitten, um uns beide daraus zu machen, unsere Sommersprossen sammelten sich an den gleichen Stellen, wir waren gleich groß. Doch mein Gesicht war grüblerisch und melancholisch, mit einer langen, ernsthaften Nase und Augenwinkeln, die wie die Mundwinkel nach unten zeigten. Tracey hatte ein vorwitziges, rundes Gesicht, sie sah aus wie eine dunklere Shirley Temple, nur ihre Nase war genauso problematisch wie meine, das sah ich sofort, eine lächerliche Nase – sie wies direkt nach oben, wie bei einem kleinen Schweinchen. Süß, aber auch obszön: Die Nasenlöcher wurden ständig zur Schau gestellt. Nasentechnisch konnte man also von Gleichstand sprechen. Haartechnisch gewann sie haushoch. Ihre Korkenzieherlocken reichten bis zum Po und waren zu zwei langen, von irgendeinem Öl glänzenden Zöpfen geflochten und unten mit gelben Satinschleifchen zusammengebunden. Gelbe Satinschleifchen waren meiner Mutter völlig fremd. Sie nahm meine dicke Krause hinten zu einer großen Wolke zusammen und band sie mit einem schwarzen Haargummi fest. Meine Mutter war Feministin. Sie trug einen raspelkurzen Afro, besaß einen wohlgeformten Schädel, war immer ungeschminkt und kleidete sich und mich so schlicht wie möglich. Wenn man aussieht wie

Nofretete, spielen Haare keine große Rolle. Sie brauchte weder Make-up noch Kosmetik, weder Schmuck noch teure Kleider, und so fügten sich ihre finanziellen Verhältnisse, ihre politischen und ihre ästhetischen Ansichten zu einem perfekten – und günstigen – Ganzen. Accessoires schränkten ihren Stil nur ein, das galt auch – zumindest empfand ich das damals so – für die Siebenjährige mit dem Pferdegessicht an ihrer Hand. Bei Tracey diagnostizierte ich das umgekehrte Problem: Ihre Mutter war weiß, übergewichtig, aknegeplagt. Sie trug das dünne blonde Haar in einem übertrieben straffen Pferdeschwanz, den meine Mutter garantiert als »Kilburn-Lifting« bezeichnet hätte. Doch in Traceys ganz persönlichem Glanz lag die Lösung: Sie war das auffälligste Accessoire ihrer Mutter. Der Familien-Look der beiden entsprach zwar nicht dem Geschmack meiner Mutter, fesselte mich aber: Markenlogos, dünne Armreifen und Kreolen, überall Pailletten, teure Turnschuhe von der Sorte, die meine Mutter sich weigerte, als Lebensrealität anzuerkennen: »Das sind doch keine Schuhe.« Allem Anschein zum Trotz nahmen sich unsere Familien allerdings nicht viel. Wir wohnten beide in Sozialwohnungen, bezogen beide keine Leistungen (für meine Mutter eine Frage des Stolzes, für Traceys Mutter ein Skandal: Sie hatte mehrfach – und vergeblich – versucht, »auf Behindertenrente zu kommen«). Aus Sicht meiner Mutter gaben gerade die äußerlichen Ähnlichkeiten der Stilfrage so viel Gewicht. Sie kleidete sich für eine Zukunft, die noch nicht eingetreten war, mit der sie aber fest rechnete. Dazu dienten die schlichte weiße Leinenhose, das blau-weiß geringelte »französische« T-Shirt, die ausgefransten Espadrilles, ihr strenger und schöner afrikanischer Kopf – alles so schlicht, so zurückgenommen, so ganz gegen den Zeitgeist und die Umgebung. Eines Tages würden wir »hier rauskommen«, sie würde ihr Studium beenden, zum wahren radikalen Schick finden, vielleicht sogar in einem Atemzug mit Angela Davis und Gloria Steinem genannt werden ... Die Schuhe mit den Flachsohlen waren Teil dieser waghalsigen Vision, verwiesen ganz

dezent auf Höheres. Ich war nur insofern ein Accessoire, als ich durch meine ureigene Schlichtheit die bewundernswerte mütterliche Zurückhaltung unterstrich, denn es galt als Zeichen schlechten Geschmacks – zumindest in den Kreisen, nach denen meine Mutter strebte –, die eigene Tochter wie eine kleine Hure anzuziehen. Tracey aber war ganz ungeniert Ehrgeiz und Ebenbild ihrer Mutter, deren einzige Freude, mit diesen betörenden gelben Schleifchen, einem raschelnden Rock voller Rüschen und einem kurzen Oberteil, das ein paar Zentimeter nussbraunen Kinderbauch freilegte, und während wir uns in dem Knäuel aus Müttern und Töchtern, die alle das Nadelöhr der Kirchentür passieren wollten, dicht an die beiden drängten, beobachtete ich interessiert, wie Traceys Mutter ihre Tochter vor sich – und uns – schob, sich selbst dabei als Schranke einsetzte und uns mit wabernden Oberarmen zurückdrängte, bis sie es schließlich, die Miene voller Stolz und Sorge, in Miss Isabels Ballettstunde geschafft hatte, bereit, ihre kostbare Fracht vorübergehend in fremde Hände zu geben. Im Gegensatz dazu legte meine Mutter eine müde, halb ironische Unterwürfigkeit an den Tag, sie fand die Ballettstunden albern, hatte Besseres zu tun, und nach ein paar weiteren Samstagen – die sie hingelümmelt auf einem Plastikstuhl an der linken Wand verbracht hatte, kaum fähig, ihre Geringschätzung für den ganzen Vorgang zu verbergen – gab es eine Änderung, und mein Vater übernahm. Ich wartete darauf, dass auch Traceys Vater übernehmen würde, aber das blieb aus. Stattdessen stellte sich heraus, was meine Mutter von Anfang an vermutet hatte, dass es Traceys Vater nämlich gar nicht gab, zumindest nicht im herkömmlichen Ehepartnersinn. Auch das war ein Zeichen schlechten Geschmacks.

Zwei

Jetzt möchte ich die Kirche beschreiben und Miss Isabel. Ein bescheidener Bau aus dem neunzehnten Jahrhundert mit einer Fassade aus großen sandgelben Steinen, die – obwohl das natürlich nicht sein konnte – eine gewisse Ähnlichkeit mit der billigen Verschalung der besonders heruntergekommenen Wohnblocks aufwies, und einem angemessen spitzen Kirchturm über einem schlichten, scheunenhaften Innenraum. Die Kirche hieß St.Christopher's. Sie sah genauso aus wie die Kirchen, die wir mit den Fingern formten und dazu sangen:

*Das ist die Kirche,
Der Turm lädt uns ein.
Geht die Tür auf,
Treten alle herein.*

Die bunten Glasfenster erzählten die Geschichte vom heiligen Christophorus, der das Jesuskind auf den Schultern über den Fluss trug. Sie waren nicht besonders gut gemacht: Der Heilige wirkte verstümmelt, wie ein Einarmiger. Die Originalfenster waren im Krieg zerbombt worden. Gegenüber von St.Christopher's lag eine übel beleumundete Hochhausanlage, dort wohnte Tracey. (Ich wohnte in einer hübscheren, niedrigeren Anlage eine Straße weiter.) Das Hochhaus stammte aus den Sechzigern und war an die Stelle der viktorianischen Reihenhäuser getreten, die demselben Bombenangriff wie die Kirche zum Opfer gefallen waren. Damit waren die Beziehungen zwischen den beiden Bauwerken aber auch schon erschöpft. Nachdem es der Kirche allein mit Gott nicht

gelungen war, die Anwohner über die Straße zu locken, kam sie zu der pragmatischen Entscheidung, sich andere Bereiche zu erschließen: eine Krabbelgruppe, Englischkurse für Ausländer, theoretische Fahrstunden. Das alles war fest etabliert und wurde gut angenommen, doch die Ballettstunden am Samstagmorgen waren neu, und keiner wusste so recht, was davon zu halten war. Der Kurs selbst kostete zwei Pfund fünfzig, doch unter den Müttern kursierten wilde Gerüchte über den aktuellen Preis von Ballettschläppchen, eine Frau hatte etwas von drei Pfund gehört, eine andere von sieben, irgendwer wollte beschwören, man könne sie ausschließlich bei Freed in Covent Garden bekommen, wo sie einem ohne Weiteres zehn Pfund dafür abknöpften – und was war mit »Steppen« und mit »Modern«? Konnte man die Schläppchen auch für »Modern« tragen? Und was war das überhaupt, »Modern«? Es gab niemanden, den man hätte fragen können, niemanden, der da schon Erfahrung hatte, man stand auf dem Schlauch. Nur wenige Mütter ließen sich von der Neugier so weit treiben, tatsächlich die Telefonnummer auf den handgeschriebenen Flyern anzurufen, die an den umliegenden Bäumen hingen. Viele Mädchen, aus denen vielleicht gute Tänzerinnen geworden wären, schafften es gar nicht erst über die Straße, aus Angst vor einem handgeschriebenen Flyer.

Meine Mutter war eine der Wenigen: Sie ließ sich nicht von handgeschriebenen Flyern einschüchtern. Sie hatte einen unfehlbaren Instinkt für die Sitten und Gebräuche der Mittelschicht. Beispielsweise wusste sie, dass man auf Flohmärkten – trotz des wenig ansprechenden Namens – die besseren Menschen traf, samt ihren alten Penguin-Taschenbüchern, die häufig von Orwell waren, ihren alten Pillendöschen aus Porzellan, ihrem angestoßenen Steingutgeschirr aus Cornwall, ihren ausrangierten Töpferscheiben. Unsere Wohnung war voll mit solchen Sachen. Plastikblumen, auf denen künstliche Tautropfen glitzerten, und Kristallfigürchen kamen uns nicht ins Haus. Es war alles Teil des Plans.

Selbst die Dinge, die ich scheußlich fand – wie die Espadrilles meiner Mutter –, wirkten in aller Regel anziehend auf genau die Leute, die wir anziehen wollten, und ich lernte, die mütterlichen Methoden nicht infrage zu stellen, sosehr ich mich auch dafür schämte. Eine Woche vor Beginn der Ballettstunden hörte ich sie in der Einbauküche mit ihrer schnöseligen Stimme reden, doch als sie aufgelegt hatte, wusste sie die Antwort auf alle Fragen: Die Ballettschläppchen kosteten fünf Pfund, wenn man sie im Einkaufszentrum nebenan besorgte anstatt in der Innenstadt, und die Steppschuhe konnten noch warten. Die Schläppchen trug man auch für Modern. Und was war Modern? Das hatte sie nicht gefragt. Die besorgte Mutter gab sie jederzeit gern, die uninformierte aber keinesfalls.

Mein Vater wurde losgeschickt, um die Schläppchen zu besorgen. Das rosa Leder war heller, als ich gehofft hatte, es sah aus wie der Bauch eines Kätzchens, die Sohle war eine schmutzig graue Katzenszunge, und von langen rosa Satinbändern, die man über Kreuz um die Knöchel schlingen konnte, war auch nichts zu sehen, nein, da war nur ein armseliges kleines Gummiband, das mein Vater eigenhändig angenäht hatte. Das verbitterte mich zutiefst. Aber vielleicht waren sie ja bewusst »schlicht«, so wie die Espadrilles, als Zeichen guten Geschmacks? An diesem Gedanken ließ sich exakt so lange festhalten, bis wir in der Kirche waren und uns bei den Plastikstühlen unsere Ballettsachen anziehen sollten, um uns dann auf der anderen Seite des Raumes an die Stange zu stellen. Fast alle hatten Schläppchen aus rosa Satin, nicht aus hellrosa Schweinchenleder wie ich, und ein paar Mädchen, von denen ich wusste, dass sie Sozialleistungen bekamen oder keinen Vater hatten oder beides, hatten Schuhe mit langen Satinbändern, über Kreuz um die Knöchel geschlungen. Tracey, die neben mir stand, den linken Fuß in der Hand ihrer Mutter, hatte sogar beides, tiefrosa Satin und überkreuzte Bänder und außerdem ein komplettes Tutu, was sonst niemand auch nur in Erwägung gezogen hatte, weil man ja auch nicht im Taucheranzug zur ersten Schwimmstunde ging. Miss

Isabel ihrerseits war reizend und freundlich, aber alt, womöglich schon fünfundvierzig. Eine Enttäuschung. Mit ihrer kompakten Figur sah sie eher nach Bauersfrau aus als nach Ballerina, und sie war von Kopf bis Fuß rosa, gelb, rosa, gelb. Ihre Haare waren gelb – nicht blond, sondern gelb wie ein Kanarienvogel. Die Haut war rosa, rosa und wund, wenn ich jetzt darüber nachdenke, litt sie wahrscheinlich unter Rosazea. Ihr Trikot war rosa, die Jogginghose rosa, die Ballettjacke aus rosa Mohair – doch ihre Schläppchen waren seidig gelb, vom gleichen Farbton wie ihre Haare. Auch das verbitterte mich. Von Gelb war nie die Rede gewesen! In der Ecke neben ihr saß ein steinalter Weißer mit einem Filzhut auf dem Kopf am Klavier und spielte »Night and Day«, ein Lied, das ich liebte und voller Stolz erkannte. Die alten Lieder lernte ich von meinem Vater, dessen Vater wiederum ein eifriger Pub-Sänger gewesen war, einer dieser Männer, deren Kleinkriminalität sich zumindest teilweise auf ein nicht genutztes kreatives Potenzial zurückführen ließ – das glaubte zumindest mein Vater. Der Pianist hieß Mr Booth. Während er spielte, summtes ich laut mit, in der Hoffnung, dass man mich hörte, und legte viel Vibrato in mein Summen. Ich konnte besser singen als tanzen – tanzen konnte ich eigentlich überhaupt nicht –, war aber etwas zu stolz auf diese Fähigkeit und wusste, dass meine Mutter das unausstehlich fand. Beim Singen war ich ein Naturtalent, aber weibliche Naturtalente beeindruckten meine Mutter kein bisschen. Da hätte man aus ihrer Sicht auch stolz darauf sein können, zu atmen, zu laufen oder Kinder zu gebären.

Unsere Mütter dienten uns als Stützen, als Fußhalter. Wir legten ihnen eine Hand auf die Schulter, stellten ihnen einen Fuß aufs gebeugte Knie. Mein Körper befand sich also gegenwärtig in den Händen meiner Mutter, wurde hochgezogen und niedergedrückt, festgezurrte und aufgerichtet, glatte gestrichen – doch meine Gedanken waren bei Tracey und bei den Sohlen ihrer Ballettschläppchen, auf denen ich jetzt ganz deutlich den ins Leder geprägten Schriftzug ›Freed‹ lesen konnte. Ihre Füße mit dem von

Den Rest des Nachmittags gab ich mich dieser Fantasie hin, wenn auch nicht ernsthaft, zumindest glaube ich das nicht, es war nur ein Traum in Technicolor, der mir nicht mehr aus dem Kopf ging: eine fix-und-fertige Familie, ganz plötzlich, im Hier und Jetzt, die mein Leben ausfüllte. Am nächsten Morgen machte ich einen Spaziergang um den brachliegenden Sportplatz Tiverton, der Wind peitschte durch die Maschen der Zäune, fegte die Stöckchen davon, die für die Hunde geworfen worden waren, und ich merkte, dass ich immer weiter ging, weg von der Wohnung, vorbei an der Bushaltestelle, die mich ins Hospiz gebracht hätte. Meine Mutter starb um zwölf Minuten nach zehn, als ich gerade in die Willesden Lane einbog.

Traceys Wohnturm kam in Sicht, er überragte die Kastanienbäume, und mit ihm kam die Realität. Es waren nicht meine Kinder, es konnten nie meine Kinder werden. Fast wäre ich umgekehrt, wie jemand, der beim Schlafwandeln plötzlich aufwacht, wenn da nicht diese neue Idee gewesen wäre, dass ich vielleicht noch etwas anderes zu bieten hatte, etwas Schlichteres, Ehrlicheres, etwas zwischen der Rettung, die meiner Mutter vorschwebte, und dem Nichtstun. Ungeduldig bog ich vom Weg ab und ging quer über den Rasen, auf den überdachten Durchgang zu. Ich wollte gerade ins Treppenhaus, da hörte ich Musik, und ich blieb stehen und sah nach oben. Sie war direkt über mir, auf dem Balkon, in Morgenmantel und Pantoffeln, die Arme hochgereckt, drehte sie sich, immer im Kreis, ihre Kinder umringten sie, und alle tanzten.

Danksagung

Ich danke meinen ersten Lesern: Josh Appignanesi, Daniel Kehlmann, Tamsin Shaw, Michael Shavit, Rachel Kaadzi Ghansah, Gemma Seiff, Darryl Pinckney, Ben Bailey-Smith, Yvonne Bailey-Smith und ganz besonders Devorah Baum, deren Ermutigungen kamen, als sie gerade ganz dringend gebraucht wurden.

Besonderer Dank geht an Nick Laird, der erst las und dann genau rechtzeitig erkannte, was mit der Zeit zu tun war.

Ich danke meinem englischen Verlag und meiner Agentin: Simon Prosser, Ann Godoff und Georgia Garrett.

Ich danke Nick Parnes, Hannah Parnes und Brandy Jolliff, die mich daran erinnert haben, was Arbeiten in den Neunzigern bedeutete.

Ich danke Eleanor Wachtel, die mich mit der unvergleichlichen Jeni LeGon bekannt gemacht hat.

Ich danke Steven Barclay für ein wenig Raum in Paris, als das gerade dringend nötig war.

Großen Dank schulde ich Dr. Marloes Janson, dessen fesselnde und einsichtige anthropologische Studie *Islam, Youth and Modernity in the Gambia: The Tablighi Jama'at* von unschätzbarem Wert für mich war, mir einen Kontext für meine Eindrücke und mögliche Antworten auf viele meiner Fragen gegeben, viel zum kulturellen Gerüst der Geschichte beigetragen und mir außerdem sehr dabei geholfen hat, bestimmten Szenen im Roman Atmosphäre und Textur zu geben. Zum Schluss noch ein geografischer Hinweis: Der Norden von London ist in diesem Buch ein innerer Zustand. Manche Straßen entsprechen nicht ganz ihrem Erscheinungsbild auf Google Maps.

Nick, Kit, Hal – in Liebe und Dankbarkeit.

Die Arbeit der Übersetzerin wurde mit einem Stipendium des Deutschen
Übersetzerfonds gefördert.